Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 52

Artikel: Frau Guxa [Schluss]

Autor: Jegerlehner, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649046

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schloß vorbei; und als er so der Schloßmauer entlang schritt, erblickte er plötzlich, mitten aus Schnee und Eis hervorblühend, ein kleines goldgelbes Blümchen. Ach, wie das leuchtete, und wie das bescheidene Blümchen den armen Mann erfreute! Sein Herz taute auf, er bückte sich, brach behutsam das gelbe Schlüsselblümchen ab und steckte es auf seinen Hut. Er wollte es seiner Frau und seinen Kinderchen heimbringen, war doch heute Heiliger Abend, und hatte er ihnen ja sonst nichts zu schenken.

Weiter ging er die verschneite Straße entlang und freute sich über das reinste Himmelswunder; denn je mehr er daran dachte, desto wunderbarer kam ihm das Blümchen vor, das innen wie ein kleiner Schlüssel aussah, und so mitten im kalten Winter golden erblühte.

Bald gelangte er wieder zu einem Schlosse. Zu seinem größten Erstaunen sprang das Schloßtor auf, just als er vorüber gehen wollte, und aus dem Tore kam herfür eine wunderschöne, holde Jungfrau, lieblich und mild wie die Jungfrau Maria selbst. Die schöne Jungfrau winkte den armen Mann zu sich heran und bat ihn stumm, einzutreten. Er trat ein, und erblickte einen Tisch, auf welchem zwei schneeweiße Tücher aus feinstem Linnen ausgebreitet lagen. Auf dem einen Tüchlein aber türmten sich goldene Roggenkörner, auf dem andern volle, pralle Weizenkörner.

Da sprach die himmlische Jungfrau: „Greif zu, nimm von beiden Haufen je eine Handvoll mit", und sie lächelte huldvoll dazu.

Der arme Mann tat, wie ihm geheißen und steckte die Roggen- und Weizenkörner in seine Taschen. Da verschwand die Jungfrau und das Tor schloß sich wieder.

Als nun der Mann schon ziemlich weit gewandert war, bemerkte er zu seinem Leidwesen, daß sein Schlüsselblümchen nicht mehr an seinem Hute steckte. Das schöne Blümchen, das er seiner Frau zu Weihnachten bescheren wollte. Da griff er zu den Körnern in seiner Tasch, und o Wunder! Es waren keine gewöhnlichen Körner mehr, sondern Körner aus schwerem, lauterem Golde!

Die Menschen hatten ihm nicht helfen können, Arbeit gab's keine, aber ein Blümchen hatte er gefunden, das ihm Tor und Schloß aufgetan und ihn zu seinem Glück geführt. Dankbaren Herzens, jubelnd und frohlockend zog er heim zu, heim zu seinen Lieben.

Frau Guxa.

Erzählung von Johannes Jegerlehner. 3

(Schluß.)

Schneller als sie erwartet hatten, war Isidor wieder zurück. Um Mitternacht war er unten im Dorf aufgebrochen und in den ersten Morgenstunden wieder oben bei der Hütte. Er hatte ein Bohreisen mitgebracht, zwei schwere Schlaghämmer, ein Säcklein Pulver und Zündschnur und dazu einen Vorrat von Eßwaren. Mit doppeltem Eifer nahmen sie das Tagwerk wieder auf. Der eine setzte das Eisen an, die beiden andern schlugen im Takte darauf, und sie gönnten sich kaum eine Pause, um Atem zu schöpfen und den Schweiß von der Stirne zu wischen.

So verstrichen Tage und Nächte; Ecke um Ecke des grauen Gesteins wurde losgesprengt, Block um Block geprüft und als wertlos fahren gelassen, sodaß die Sprengstücke polternd in die Tiefe rasselten, dumpf aufschlugen und zersplitterten. Die Bruchflächen zeigten stets dieselben grauen, harten Körner wie die verwitterte Außenseite. Es war klar, das Gold saß tiefer drin im Fels.

„Wenn nur das Wetter hält!" bemerkte Chechino und schaute mit Besorgnis um sich. „Aber der Oktoberwitterung ist nicht zu trauen, plötzlich kann ein Umschlag eintreten."

Der Himmel hatte sein tiefes Blau verloren. Feine Dunstschleier überzogen das Firmament, Nebelwolken fuhren hier und da auf und setzten sich auf den Sätteln und Pässen fest. Der rauhe Wind, der von den Gletschern herstrich, war ein untrügliches Zeichen, daß vielleicht eher, als man erwartete, der Winter ins Tal einzog, um nicht mehr zu weichen. Die Wolkenballen zwischen den Hochgipfeln waren wie vorgeschobene Posten, die vor der kommenden Gefahr warnten. Isidor wußte zu gut, was ein Schneesturm in dieser Höhe bedeutete, und er hatte keine Lust, sich mit der Frau Guxa zu messen. Die beiden Gefährten schauten nicht weniger besorgt nach der Wetterecke und waren derselben Ansicht, daß man bald aufbrechen müsse, um sich in Sicherheit zu bringen.

Aber nicht, ohne den Schatz geschaut und mit dem Golde die Taschen gefüllt zu haben. Wofür hatten sie sich in diesen Tagen müde geschunden und zu Tode geplagt? Sie verdoppelten die Anstrengungen bis in die tiefe Nacht hinein, gönnten sich nur wenige Stunden der Ruhe und waren wieder an der Arbeit, bevor die Nacht gewichen war. In kurzen Intervallen ertönten die dumpfen Hammerschläge, und die Sprengschüsse rollten in vielfachem Widerhall die Hänge entlang.

So verstrichen wieder zwei Tage, und sie merkten es kaum. Der Wind pfiff um die Felsenköpfe und machte am hellen Tage ihre Hände erstarren. Es schien, als ob die drei Abenteurer jeden Sinn für die Zeit verloren hätten. Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Die Windstöße wurden heftiger und brachten kalte Regenschauer. Der Regen wurde zu Eis und Schnee, und Oktoberschnee hat Wurzeln. Da endlich! Welche Ueberraschung! Das Felsstück, das sie lösten, zeigte nicht mehr die schiefergraue Körnung, und im Gefels trat ein fadendünner Streifen von gelblicher Färbung zutage. Heiß hingen ihre Augen an dem goldenen Glanze. Die goldführende Ader war bloßgelegt. Sie warfen die Instrumente weg, schauten sich offenen Mundes ins Gesicht und stießen wilde Laute aus. Der Schwarze lachte in roher Lust, schlenkerte die langen Arme und humpelte auf seinem gesunden Fuß hin und her.

Die Goldader war getroffen; aber noch gab es ein heißes Stück Arbeit. Jetzt galt es das Metall herauszubringen.

„Vorwärts, ans Werk!" schrie Chechino und ergriff den Eisenstab. Sie spürten nicht mehr die erstarrten Arme, die steifen Beine, die erfrorenen Hände; sie bohrten und hämmerten bis tief in den Nachmittag hinein. Endlich sprengten sie ein Stücklein weg, durch das ein dünner Goldfaden lief. Sie zerschlugen den Brocken und verteilten die Beute unter sich. Sie wollten sich für dieses Jahr damit zufrieden geben. Viel war es ja nicht, aber an das Wenige knüpfte sich eine große Hoffnung.

Chechino seufzte: „Mir sind die Arme wie gelähmt; jetzt spüre ich es, Teufel! Länger wäre es nicht mehr gegangen!" Sie packten das Werkzeug zusammen und stiegen zur Hütte hinunter, um einen Bissen zu Essen. „Da habe ich etwas zum Doktern für meinen Fuß", klagte Ginochi und hinkte langsam nach. Die Branntweinflasche wurde geleert, und in hastiger Rede ergingen sie sich in den kühnsten Plänen für die Zukunft. „Wenn die Goldader sich als ergiebig erweist, so haben wir unser Schäflein auf dem Trockenen", sagte Isidor. „Aber Zeit ist's zum Gehen!"

Als er den Kopf zum Loch hinausstreckte und den bleiernen Himmel betrachtete, erschrak er. Der Sturm war da und konnte jede Minute losbrechen. Er riet den Gefährten, alles im Stich zu lassen und aufzubrechen. Schwarze Wolken verhüllten das Gebirge, und drinnen im Tale tobte schon die wilde Schlacht. Als sie vor die Hütte traten, wurden sie mit kalten Schauern überschüttet, und Chechino wurde der Hut fortgewirbelt. Sie hielten einen Moment an, unschlüssig, welche Richtung sie einschlagen wollten. Die beiden Italiener waren für den Paß ins Ennetbirgische. Isidor aber fuhr sie an, ob sie von Sinnen seien und ins Verderben rennen wollten! „Talauswärts, und dort warten wir das gute Wetter ab. Und jetzt marsch!"

Die Gefährten widerredeten nicht und folgten ihm; aber Ginochi ging nochmals zurück in die Hütte, um das Werkzeug besser zu versorgen.

Isidor drängte: „Wenn der Sturm uns hier überfällt, so sind wir verloren; ich kann's wissen!"

„So gehen wir lieber in die Hütte zurück", sagte Chechino, dem es vor dem Abschied und dem wilden Gestöber graute. Aber Isidor zog ihn fort: „Morgen ist es noch schlimmer, und in der Hütte ist's zum Erfrieren!"

Bei jedem Schritt sanken sie tief in den Schnee. Es war nicht ein Schreiten, sondern ein hartes Ringen Schritt für Schritt. Der Schwarze hatte sie noch nicht eingeholt, und der Abstand zwischen Isidor und Chechino, dem der Wind die Haare zu Berge trieb, vergrößerte sich zusehends. Seine Beine waren fühllos, wie tot, und versagten beinahe. Lange hielt er es nicht aus. Isidor wartete und ließ ihn nachkommen. Geradeaus wölbten sich haushohe Schneewalmen, die umgangen werden mußten.

„Was schreit denn da?" rief Chechino. „Ist das ein Tier?"

„Was? Wer?"

„Oder ist es der Stock?"

„Mein Stock schreit auch. Vorwärts!" entgegnete Isidor und dachte, der rede schon im Fieber. „Vorwärts! Anhalten ist Tod! Unten auf der Sohle wird es besser gehen!"

Aber Chechino verstand nicht, was der andere sagte. Der Sturm sauste ihnen um die Ohren und verschlug den Atem; Schneewolken umstöberten sie und rissen den Italienern große Fetzen von den Kleidern, an denen eine eisige Kruste hing. Eisnadeln zwickten sie in Gesicht und Hände. Man mußte dem Winde die Seite kehren und rechts abbiegen. So schien es zu gehen.

Chechino flimmerte es in den Augen. Er sah stets eine weiße Wand vor sich, die ihm Schwindel erregte. Auf einmal wurde er, der Leichteste von den dreien, vom Wirbelsturm erfaßt, in die Luft gehoben, wie ein Strohschaub mitgerissen und an eine Felsplatte geschmettert, wo der Sturm die schützende Schneedecke weggefegt hatte. Dort blieb er liegen, ohne einen Schrei auszustoßen.

Ginochi, der noch weit zurück war, hatte dem grausigen Schauspiel mit Schrecken zugesehen. Nur eine Sekunde hatte es gedauert. Kein Laut kam über seine Lippen. Er fühlte kalten Schweiß auf der Stirne. Er setzte den Rest seiner Kräfte ein, um sich zu retten, aber der Fuß, der kranke Fuß wollte nicht mehr, und er fiel fast jedesmal in den Schnee, wenn er sich darauf stützte. Als Frau Guxa die großen Hebel ansetzte und ein orkanartiger Wirbelsturm den Schnee bis auf den Grund durchwühlte, nahmen seine Kräfte rasch ab. Wie ein Verlorener umklammerte er krampfhaft den Stock und tappte sich vorwärts, noch eine Strecke weit, dann noch eine, dann brach er zusammen. Der Widerstand hörte auf, und es ging wie auf ebenen Wegen. Weicher Flaum umfing ihn, und er hörte Herdengeläute, das näher und näher zog — dann nichts mehr.

Als Isidor wieder rechts abbag, um einem Hindernis auszuweichen, schaute er zurück. Die beiden Kameraden waren verschwunden. Wie mit Gletscherwasser übergossen schauerte er zusammen. Er konnte es nicht glauben. Sie werden noch weiter zurück sein und ihre eigenen Wege gehen, dachte er, und so vielleicht durchkommen.

Die Frau Guxa freute sich der beiden Opfer, bletzte in grinsendem Lachen die Zähne und suchte auch den dritten zu werfen. Sie schmiß ihm die weißen Laken ins Gesicht, daß er den Kopf abwenden mußte, um noch Atem zu finden, und hetzte alle bösen Geister auf ihn.

Nach langem, entsetzlichem Kampfe geriet er in den Windschutz einer Wetterfluh, an der die Windstöße aufprallten und ihre Wucht verloren. Nun stapfte er rasch die schützende Felsrippe entlang haldab. Einmal unten im Grund beschleunigte er die Gangart und erreichte, zu Tode erschöpft, in tiefer Nacht das Alpendorf, das Gesicht zerschunden und blutend, wie wenn die Tatze des Bären ihn getroffen hätte. Mitleidige Leute nahmen ihn auf und bereiteten ihm eine warme Lagerstatt. Tags darauf erzählte er ihnen das traurige Erlebnis, von dem er der einzige Ueberlebende geblieben war.

Im nächsten Frühjahr konnte man sich von der Wahrheit seiner Erzählung überzeugen. Man fand die Leichname der beiden Gefährten wohlerhalten im Schnee, die Köpfe angefressen von Füchsen und Raubvögeln, Augen und Mund weit offen, die Hände verkrampft, die Kleider vom Leibe gerissen.

Isidor hatte den Aelplern den Ort, wo er mit den Italienern des goldführenden Block gefunden hatte, so genau als möglich bezeichnet, dann war er wieder in seine Heimat auf der andern Seite des Bergkammes zurückgekehrt. Die Dörfler suchten im Frühling den goldenen Schatz, bevor der Schnee noch geschmolzen war, aber eine Lawine war hart an der Steinhütte vorbei niedergebrochen und hatte die großen Blöcke mitgerissen. Einige der Eifrigsten scheuten die Mühe nicht, den Isidor in seinem Heim aufzusuchen und ihn zu bitten, ihnen den Weg zu zeigen und den Ort auf der Fällalp, wo man die Mine finden könnte. Man verhieß ihm den Löwenanteil und eine schöne Belohnung, aber er zuckte die Achseln, gab kurzen Bescheid und wies alle Angebote zurück. Kein Teufel hätte ihn mehr auf die Alp gebracht. Die schrecklichen Stunden, die er dort durchlebt, hatten seine Gesundheit erschüttert. Nicht in den Beinen, aber im Kopf war ihm seit jenem Schreckenstag etwas zurückgeblieben. Er suchte einsame Gegenden auf, hielt Selbstgespräche und lachte kurz und trocken vor sich hin, sodaß die Kinder sich vor ihm fürchteten. Seinen Landsleuten wich er scheu aus, gab in kurzen, abgerissenen Sätzen Bescheid, wenn er etwas gefragt wurde, und verließ die Hütte nur noch, um zur Messe oder zum Rosenkranzbeten zu gehen, wo er nie fehlte. Mit dem Alter schwand das Gedächtnis und damit die Erinnerung an jenes Abenteuer, und die Goldmine geriet bei den Aelplern in Vergessenheit. Heute reden die Hirten davon, nur wenn sie darum gefragt werden, und dann ist es, wie wenn sie eine alte Sage erzählten.

(Diese Erzählung ist mit Erlaubnis des Dichters und des Verlages A. Francke A.-G. in Bern dem Bande „An den Gletscherbächen", einem der ersten Erzählbücher des geschätzten Alpendichters, entnommen.)

„Drätti u sy Kobi".

Ein Buch zum Vorlesen im trauten Lichtkreis der Lampe, wenn nach vollbrachtem Tagewerk die Familienglieder, nach geglückter Skitour die Freunde zusammenhöckeln; ein Buch zum Schenken an den Bruder oder Freund im tropischen Bungalow; ein Buch, das mit seinen ersten Zeilen schon in die Berner Heimat versetzt, in das tannendunkle Napfrevier, auf sonnige Eggen, zu gemüt- und humorvollen Menschen: das ist Karl Uetz' Buch „Währschafts u Wärklig us em alte Trueb", Verlag des Emmenthaler Blatt A.-G., Langnau.

Man lese nachstehende Probe daraus, die wir mit Erlaubnis des Verlages nachdrucken, und urteile selbst:

Für so ne wärklige Ma, wie Drätti isch gsy, isch es schwär, gäng nüechtere vom Märit hei z'cho, vowäge, churzwylig Lüt ladt me gärn zu me ne Glas y, u d'Wirte hei o gwüßt, daß ne Aebnit-Hänseli d'Chundsami besser gaumet weder öppe so ne grediane Surgrauech oder händelsüchtige Fürtüüfel. U de richtig, wie-n-er schi am ne Tisch het gsädlet, si grad einisch da u dert Manndli ufgstange u hei ihrer Glas u ds halbläre Zweierli gno bim Hals u si zu Drättin cho ga höckle.

Grad Lüt, wo dür d'Wuchen uus gäng a der Schattsyte müeße wärche, die gah de gärn, we sie einisch usspanne, e chly der Sunne nah. U Drätti ischt es sunnigs Manndli gsy. Wenn er het afah uschrame, was er der